

Der Beginn

Gehörlosenpädagogik nach dem 2. Weltkrieg und wie ich sie in Wien erlebte

1947 | Es war fünf Uhr morgens, als ich auf dem Milchwagen zum Schullandheim der Taubstummenanstalt Wien Speising ratterte, um meinen ersten Arbeitstag mit gehörlosen Kindern zu beginnen. Die Schule in Wien war von Bomben getroffen worden und noch nicht wieder für alle Schüler bewohnbar.

Der Eindruck, den ich von den ersten Stunden erhielt, denen ich einmal als Praktikantin beiwohnen durfte, war ein Schock. Die Stimmen der Kinder tönnten gepresst und belönd, der Unterricht wurde mit Gebärden begleitender Lautsprache erteilt. Man kann nicht sagen, dass die Lautsprache von Gebärden begleitet wurde, denn die Gebärden herrschten vor.

Es war ein sehr konstruktiver Sprachaufbau, der zu dieser Zeit angewandt wurde. Irgendwelche Hörhilfen gab es noch nicht. So sprach die Lehrerin kaum einen Satz zu den Kindern im Alter von sechs bis sieben Jahren, die gerade das Benennen der Farben übten. Die Lehrerin hob ein Farbtäfelchen hoch, machte dazu die Gebärde blau, sprach auch das Wort und forderte die Kinder auf, die Gebärde nachzuahmen. Einige sprachen das Wort schlecht verständlich nach, andere machten nur die Gebärde. Die Farben wurden mit keinem Gegenstand oder einem Kleidungsstück in Verbindung gebracht, und die Kinder machten einen entsprechend gelangweilten Eindruck. Man merkte ihnen an, dass sie den Sinn dieser Übung nicht verstanden. War die Lehrkraft mit einem Schüler beschäftigt, wurden die anderen sofort lebhaft und unterhielten sich eifrig mittels Gebärden.

Der konstruktive Unterricht führte vom Laut zum einzelnen Wort, zum Zweiwortsatz, von diesem zu einem Dreiwortsatz und so weiter bis ein Satz wie: „Da ist ein Bub“ erarbeitet war. Das dauerte oft Monate.

Die zum Satzbau verwendeten Wörter richteten sich nach den im Artikulationsunterricht bereits eingeübten Lauten. So wurden zuerst Wörter der ersten Artikulationszone eingeübt, zu denen Mama, Ball, Affe, auf, ab, Bahn, Bub gehörten. Es wurden wohl Bilder dazu gezeigt, doch die meisten Kinder kannten zum Beispiel noch keinen Affen,

da sie aus ländlichen Gebieten kamen und noch nie in einem Zoo waren. Als „Mama“ wurden alle weiblichen Personen bezeichnet, als „Papa“ alle männlichen. Die Kinder konnten unter diesen Umständen kaum Begriffe erlernen, sondern nur Wörter, welche sie mit den gezeigten Bildern in Verbindung brachten, aber nicht mit Menschen und Dingen in ihrem Leben.

Es war ein Frontalunterricht, bei dem die Lehrkräfte die Sprache vorgaben und die Schüler diese praktisch auswendig lernten. Beziehungen zu Erlebnissen der Kinder wurden nur ganz selten hergestellt. Ich kann mich nur an eine einzige Lehrerin erinnern, die ein solches aufgriff und versuchte, mit den Schülern über einen Vorfall am Pausenhof zu sprechen. Die Schüler kamen aufgereggt in das Klassenzimmer zurück und berichteten mit einzelnen Worten und dem Nachspielen eines Erlebnisses, dass ein Junge über den Zaun geklettert sei und dabei seine Hose zerrissen hatte. Auf die Fragen der Lehrerin gingen die Schüler nicht ein. Es blieb leider bei dem Feststellen der Tatsachen, und die Lehrerin schrieb schliesslich auf die Wandtafel: „Hans klettert auf den Zaun. Passt nicht auf. Die Hose ist kaputt. Mama schimpft.“ Dass Hans seine Mutter erst in einigen Wochen wieder sehen würde, wurde nicht erwähnt, und da alle Frauen als „Mama“ bezeichnet wurden, war es für den Jungen gar nicht klar, wer nun mit ihm schimpfen würde. Die grammatikalischen Zeiten der Vergangenheit und Zukunft waren auch noch nicht im Lehrplan. Ein Gespräch zwischen Lehrern und Schülern kam im Klassenzimmer kaum auf. Die Schüler aber unterhielten sich untereinander sehr eifrig, wobei sie natürlich die Gebärden verwendeten.

Leider gab es zu dieser Zeit auch noch keine echte Gebärdensprache. Fast jede Schule hatte ihre eigenen Gebärden, die Schüler entwickelten diese meistens selbst, sodass sogar die einzelnen Klassen unterschiedliche Zeichen benutzten. Mich gebärdeten sie als „Blumenfrau“, da ich bei meinem ersten Besuch in der Schule ein Kleid mit einem Blumenmuster anhatte.

Ich versuchte, den Schülern meinen Namen beizubringen und schrieb diesen jeweils auf die Wandtafel. Nach Aussage der damaligen Lehrkräfte war dies aber nutzlos. „Taubstumme habe ihre eigene Art, die Leute zu bezeichnen“, wurde mir erklärt. „Sehen sie, den früheren Direktor der Anstalt, der Biffel hiess, gebärdeten sie als Büffel, und bei dieser Gebärde blieben auch die Erwachsenen“.

Ich wusste von meinem Onkel, Prof. Adolf Freunthaller, der vor dem Einmarsch von Hitler Direktor der Gehörlosenschule in Wien Döbling war, dass auch gehörlose Menschen nicht nur die Lautsprache fließend beherrschen lernen konnten, sondern diese auch mit einer gut klingenden Stimme und rhythmisch wiederzugeben imstande waren. Einige seiner ehemaligen Schüler hatte ich kennen gelernt, mit ihnen Gespräche geführt und wenn es mir nicht gesagt worden wäre, hätte ich nicht erkannt, dass diese Menschen gehörlos waren. Sie waren hoch gebildet, einige hatten sogar zu der damaligen Zeit bereits ein Studium absolviert und beherrschten nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch Englisch oder Französisch. Was war der Grund, dass die Schüler der Taubstummenanstalt eine so schlechte und dürftige Sprache entwickelten?

Es war nicht meine Absicht gewesen mit Gehörlosen zu arbeiten. Die Schule hatte Lehrkräfte gesucht, ich hatte mich gemeldet, obwohl ich mit meiner Ausbildung noch nicht

ganz fertig war, und wurde zur Probe eingestellt. Doch die ersten Eindrücke liessen mich nicht mehr los, raubten mir den Schlaf. Ich besprach die Situation mit meinem Onkel, der mir seine Methode erklärte und darauf hinwies, dass die besten Erfolge nur dann erzielt werden können, wenn mit einem Kind sehr früh mit der Anbahnung der Lautsprache begonnen wird, keine Gebärden gebraucht werden, ihm aber eine reiche Lautsprache während der normalen Tätigkeiten im täglichen Leben angeboten wird. Sprache könne nicht mit dem Zeigen von Bildern erlernt werden, solche seien nur für eine Wiederholung geeignet. Ausserdem sei es wichtig, auch die geringsten Hörreste eines Kindes zu schulen. Er gab mir das Buch von Prof. Viktor Urbantschitsch, der 1895 in seinem Buch „Hörübungen bei Taubstummheit und Ertaubung im späteren Lebensalter“ beschrieb, wie auch als taub diagnostizierte Kinder auf diese täglichen Übungen reagierten und teilweise sogar Sprache über das Ohr verstehen lernten. Musik spielte bei diesen Hörübungen auch eine grosse Rolle.

Früherziehung war zu dieser Zeit noch kein Thema. Die meisten Kinder wurden erst im Alter von drei bis vier Jahren diagnostiziert, viele sogar erst später. Hörgeräte gab es noch nicht, an Beratungsstellen für Eltern dachte sowohl in Österreich wie auch in anderen europäischen Ländern kein Mensch.

Doch mich hatte der Gedanke an eine Verbesserung der Zustände gepackt, die Erziehung gehörloser Kinder rückte in den Mittelpunkt meines Lebens. Ich begann im Kindergarten der Gehörlosenschule zu arbeiten, wo ich zuerst auch die damals benutzten Gebärden lernen musste. Den ersten Nachmittag, den ich allein mit 12 Kindern im Alter von 4 bis 7 Jahren gestalten sollte, werde ich nie vergessen. Da es ein warmer, sonniger Tag war, wollte ich mit ihnen auf den Spielplatz gehen und versuchen, ein Ballspiel zu machen, bei dem sie kleine Sätzchen wie: „Gib mir den Ball“, „Ich bin an der Reihe“ nachsprechen sollten. Dazu kam es aber nicht. Kaum waren wir aus dem Haus, verschwanden die Kinder in den umliegenden Büschen und auf den Bäumen, für meinen Ball interessierte sich keines. Ich hatte Mühe, alle bis zum Abendessen wieder „einzufangen“. Ich erlebte zum ersten Mal, wie schwierig es war, „gehörlosen“ Menschen etwas zu erklären. Ehe ich mit den Kindern auf den Spielplatz ging, hatte ich ihnen den neuen Ball gezeigt und versucht, ihnen sowohl lautsprachlich, als auch mit Gebärden verständlich zu machen, was ich vor hatte. Hatten sie mich wirklich überhaupt nicht verstanden oder war für sie das Betreten des Spielplatzes einfach ein Zeichen für eine gewisse Freiheit, die sie besonders bei der „Neuen“ ausnützen wollten?

Als ich auch am nächsten Nachmittag wieder die Aufsicht übernehmen musste, forderte ich zuerst alle Kinder auf, sich im Halbkreis vor die Tafel zu setzen. Ich zeichnete mit wenigen Strichen auf, wie alle davongelaufen waren und strich diese Zeichnung mit roter Kreide durch. Dann malte ich den Ball und als eine Art Bildgeschichte das Spiel, welches ich mit ihnen machen wollte. Zuletzt zeigte ich nochmals auf das durchgestrichene Bild und schüttelte heftig den Kopf, wobei ich ein ganz böses Gesicht machte. Die Kinder lachten. Und siehe da, als wir auf den Spielplatz kamen, stellten sie sich wirklich im Kreis auf, und ich konnte mein geplantes Spiel durchführen. Natürlich sprachen sie die Sätzchen nur andeutungsweise nach, doch es war ein Beginn. Ich begann, mich auf die Arbeit im Kindergarten zu freuen.

Nicht lange allerdings. Der damalige Direktor erhielt einen Hilferuf aus Tirol. Eine gräfliche Familie bat um eine Erzieherin für ihre Tochter, die scheinbar taubstumm war. Herr Hofrat Legl liess mich rufen und erklärte mir wörtlich: „Sie sind viel zu mager, sie werden mir den Winter doch nicht durchhalten. Sie fahren nach Tirol.“

Mit vielen guten Ratschlägen und der damals vorhandenen Literatur versorgt, in einem alten Koffer die wenigen tragbaren Kleidungsstücke, machte ich mich auf die zu dieser Zeit sehr lange Reise nach Trins bei Steinach am Brenner. Bis Steinach fuhr der Zug. Doch von dort bis nach Trins verkehrte noch kein Bus, und ich musste die 1,5 Stunden zu Fuss hinauf gehen. Der Brief, welcher meine Ankunft melden sollte, war leider noch nicht angekommen, und so holte mich niemand ab. Doch nach der langen Zugfahrt war der Marsch in der Tiroler Bergwelt einfach wunderbar. Dazu kam ein Gefühl der Freiheit, da ich endlich die russisch besetzte Zone Österreichs verlassen hatte, auf meinem Weg keinen Soldaten begegnete, obwohl natürlich auch Tirol noch besetzt war.

Den Anleitungen meines Onkels folgend, überprüfte ich in den ersten Wochen das Gehör des Mädchens und konnte eine Taubheit ausschliessen. Doch das Kind gab keinen Laut von sich und war in seiner körperlichen Bewegung nicht altersgemäss entwickelt.

Die körperlichen Schwierigkeiten konnten wir ziemlich schnell überwinden. Marina hatte auch viel Spass an diesen Übungen. Sprachlich machten wir zwar Fortschritte im Verstehen, doch ausser „Ada“ beim Weggehen konnte sie kein Wort wiederholen. Aber sie begann zu lallen.

Die Familie lud eine durch ihre Vitaminkuren bekannt gewordene Ärztin ein. Diese begann mit einer Vitaminkur, und wie durch ein Wunder konnte Marina eines Tages das Wort „arbeiten“ nachsprechen. Leider hielt dieser Erfolg nicht an, obwohl die Kur fortgesetzt wurde. Gegen Ende des Jahres, das ich in Trins verbrachte, erhielt ich von der Gemeinde Wien das Angebot, in dem geplanten Sonderkindergarten Schweizer Spende mitzuarbeiten. Der Kindergarten der Taubstummenanstalt sollte in diese neue Einrichtung verlegt und ich dessen Leiterin werden. Ich nahm dieses Angebot mit grosser Freude an.

Da Marinas Familie meinen Entscheid mit grosser Bestürzung aufnahm, machte ich den Vorschlag, das Kind mit mir nach Wien zu nehmen. Dieser wurde dankbar angenommen.

Der Sonderkindergarten, dessen Errichtung durch eine Spende der Schweiz möglich geworden war, war noch im Bau, als wir beide in Wien ankamen. Mir war in der Zwischenzeit klar geworden, dass ich über die eigentliche Sprachentwicklung eines Kindes noch so gut wie nichts wusste, und ich nahm darum die angebotene Gelegenheit wahr, bis zur Fertigstellung des Gebäudes in einer Krippe zu arbeiten. In dieser wurden Kinder ab der sechsten Lebenswoche bis zum dritten Lebensjahr betreut.

Es war eine einmalige Gelegenheit, die Sprachentwicklung normalhörender Säuglinge und Kleinkinder zu studieren, sich Gedanken zu machen, wie diese bei gehörlosen Kindern gefördert werden könnte. Nebenbei bereitete ich mich auf die Ablegung einer externen Matura vor, da ich eigentlich die Absicht hatte, Psychologie zu studieren. Ich

besuchte auch Vorlesungen an der Universität und anderen Instituten, da ich die Ausbildung zur Erziehung gehörloser Kinder ebenfalls machen wollte.

Die Matura schaffte ich ohne Schwierigkeiten, doch das Studium der Psychologie gab ich auf. Die Erziehung gehörloser Kinder hatte mich so gefangen genommen, dass mir die praktische Arbeit vorläufig nötiger und wichtiger erschien und ich ihr den Vorzug vor der Theorie gab.

Ich machte die Ausbildung zur Taubstummlehrerin. Da ich nicht in einer Schule, sondern mit Kleinkindern arbeiten wollte, es aber zu dieser Zeit noch keine spezielle Ausbildung für diese Arbeit gab, wurde für mich eine solche zusammengestellt. Ich besuchte das Seminar mit den angehenden Taubstummlehrern, das Seminar für Sprachheillehrer und viele medizinische Vorlesungen. Wenig davon konnte ich für meine praktische Arbeit gebrauchen. Bei der Prüfung wurde ich im medizinischen Teil über die Sekrete des Ohres abgefragt, über dessen Funktion, doch über Taubheit wurde nicht gesprochen.

Mit Auszeichnung bestand ich das Examen – und machte mich anschliessend daran, Möglichkeiten der Erziehung hörgeschädigter Kinder zu studieren. Das war zu dieser Zeit noch ein schwieriges Unterfangen. An praktischen Beispielen hatte ich nur den Unterricht in der Taubstummanstalt zur Verfügung, Literatur gab es nur aus der Vorkriegszeit. Ich verbrachte trotzdem jede freie Minute in der ungeheizten Staats-Bibliothek, von der ein Trakt nach einem Bombentreffer auch noch nicht wieder aufgebaut war. Doch ich lernte, dass es schon die verschiedensten Methoden gegeben hatte, um taube Kinder zum Sprechen zu erziehen, dass auch Hörtraining bereits in verschiedenen Einrichtungen eine grosse Rolle gespielt hatte, Forschungen in dieser Richtung in europäischen Ländern und in Amerika durchgeführt worden waren. Wien hatte vor dem Einzug der Nazis eine führende Rolle auf dem Gebiet der Gehörlosenpädagogik eingenommen, welche jedoch mit der Machtübernahme ein Ende nahm. Behinderte Menschen hatten in dem Reich der „Auserwählten“ nur beschränkt, wenn überhaupt, Platz.

Leider war es bis in die fünfziger Jahre nicht möglich, Literatur aus dem Ausland zu beziehen. Österreich war noch ein besetztes Land. Während der Hitlerzeit waren die meisten Bücher aus dem Ausland ebenso verboten wie die vieler deutscher und österreichischer Schriftsteller, welche dem Regime nicht freundlich gesinnt waren oder den „Ariernachweis“ nicht erbringen konnten. Trotzdem gab mir die vorhandene Literatur einen guten Hinweis auf das, was schon versucht und sich bei der Erziehung tauber Kinder als möglicher Weg erwiesen hatte. Ich konnte zu planen beginnen und zusammen mit meinem Onkel eine Methode entwickeln, welche den damaligen Kenntnissen entsprach.